

J.M.G. Le Clézio

A misty landscape with a lake, a tree, and mountains in the background. The scene is serene and atmospheric, with a large tree in the foreground and mountains in the distance.

STURM

Zwei Novellen

Kiepenheuer
& Witsch

J. M. G. Le Clézio

Sturm

Zwei Novellen

Aus dem Französischen von Uli Wittmann

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über J. M. G. Le Clézio](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über J. M. G. Le Clézio

J.M.G. Le Clézio, 1940 in Nizza geboren, studierte in Frankreich und England Literatur. Er veröffentlichte über 40 Bücher – Romane, Erzählungen, Essays – erhielt für sein Werk zahlreiche Preise. 2008 wurde er mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Le Clézio war als Entwicklungshelfer tätig und lehrte u.a. an den Universitäten von Bangkok, Mexiko-Stadt, Austin und Albuquerque. Er lebt in Frankreich und New Mexico.

Der Übersetzer

Uli Wittmann, 1948 geboren, übersetzt aus dem Englischen und Französischen, u.a. Werke von Noëlle Châtelet, Philippe Djian, Michel Houellebecq und Ben Okri.

Über dieses Buch

Mit viel Einfühlungsvermögen und Sinn für Details erzählt Nobelpreisträger Le Clézio in seinen beiden Novellen von Menschen, die nach schweren Schicksalsschlägen und Zeiten des Verlorenseins die Kraft für einen Neuanfang finden.

So wie der Journalist Philip Kyo, der auf der japanischen Insel Udo einer verlorenen Liebe nachspürt und der schwer an einer Verfehlung in seiner Vergangenheit trägt. Zwischen ihm und der 13-jährigen, vaterlosen June entspinnt sich eine besondere Beziehung, die für beide zum Auslöser wird, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben.

Anders die Geschichte von Rachel aus der zweiten Novelle. Als ihre Familie zerbricht und sie ihr geliebtes Afrika verlassen muss, um nach Frankreich zu ziehen, ist sie gezwungen, sich in einem langen, schmerzhaften Prozess nicht nur nach außen, sondern auch im Verhältnis zu ihrer Familie neu zu orientieren.

Meisterhaft oszilliert J.M.G. LeClézio in seinen Geschichten zwischen Licht und Schatten, Tod und Neuanfang, Wissen und Nicht-Wissen und verleiht seinen Figuren auf diese Weise gleichzeitig Verletzlichkeit und Stärke.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Tempête* bei Éditions Gallimard, Paris

© Éditions Gallimard, 2014

All rights reserved

Aus dem Französischen von Uli Wittmann

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Rudolf Linn, Köln

Covermotiv: © plainpicture/amanaimages/Gyro Photography

ISBN 978-3-462-31603-2

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Sturm

Die Nacht bricht an

Mein Name ist June

Am Ende des Sommers

Ich sehe Mr Kyo jeden Tag

Ich weiß nicht, wie mir das passiert ist

Ich habe geträumt

Ich bin zum ersten Mal in die Kirche gegangen

Plötzlich haben wir begonnen, über Gott zu sprechen

Ich liebe die Frauen

Ich habe gesehen, was ich nicht hätte sehen sollen

Sie hatte beschlossen, eine Seefrau zu sein

Mein Freund geht fort

Ich bin auf dem Weg der Besserung

Eine Frau ohne Identität

Ich bin beim Anblick des Meeres erschauert

Ich erfuhr, dass ich keine Mama hatte

Alles hat sich in wenigen Minuten abgespielt

Als die Familie vor dem Ruin stand

Das Kulturzentrum André Malraux

Ich habe hier und dort gewohnt

Trinken hieß für mich, in einen sehr tiefen Brunnen zu fallen

Ich habe geträumt

Ich liege im Krankenhaus

Die Begegnung in Le Kremlin-Bicêtre

Es tut weh

Ich wünschte mir, dass die Mauer einstürzt

Ich bin nach Courcouronnes gefahren

Ich bin wieder da

Sturm

*Für die Haenyo,
die Seefrauen der Insel Udo*

Die Nacht bricht auf der Insel an.

Die Nacht füllt nach und nach die Senken, dringt zwischen die Felder, eine Schattenflut, die bald alles bedeckt. Im gleichen Moment verlassen die Touristen die Insel. Jeden Morgen treffen sie mit der Acht-Uhr-Fähre ein, ergießen sich wie ein Strom über die leeren Flächen, bevölkern die Strände und rinnen wie Schmutzwasser über Straßen und Sandwege. Wenn es Nacht wird, leeren sie die Tümpel wieder, fließen zurück, verschwinden. Die Schiffe schaffen sie fort. Und dann ist die Nacht da.

Ich war vor dreißig Jahren zum ersten Mal auf dieser Insel. Die Zeit hat alles verändert. Ich erkenne die Landschaft, die Hügel, die Strände und die Form des eingefallenen Kraters im Osten kaum wieder.

Warum bin ich hierher zurückgekehrt? Gibt es für einen Schriftsteller keinen anderen Ort, an dem er schreiben kann? Keine andere Zufluchtsstätte – fernab vom Lärm der Welt, mit weniger Geschrei, weniger Arroganz –, an der er sich vor einer Wand an seinen Arbeitstisch setzen kann, um seine Zeilen auf der Schreibmaschine zu tippen? Ich wollte diese Insel wiedersehen, dieses Fleckchen Erde ohne Geschichte und ohne Erinnerung, dieses vom Ozean umbrandete und von Touristen überlaufene Felsenreich.

Dreißig Jahre, die Lebensdauer einer Kuh. Ich war gekommen wegen des Windes, des Meeres, der umherirrenden halbwilden Pferde, die ihre Leine hinter sich herziehen, wegen der Kühe nachts mitten auf den Wegen, ihres tragischen Muhens wie ein Nebelhorn und des Kläffens der angeketteten Hunde.

Vor dreißig Jahren gab es keine Hotels auf der Insel, nur Gästezimmer in der Nähe des Anlegers, die jeweils für eine Woche zu vermieten waren, und Esslokale in Holzbaracken am Strand. Wir hatten ein kleines Holzhaus ohne Komfort auf einer Anhöhe gemietet, es war ideal, auch wenn es feucht und kühl war. Mary Song war zwölf Jahre älter als ich, hatte schönes dunkles, fast schwarzblaues Haar, und Augen in der Farbe von Herbstblättern, sie hatte in Bangkok in einem Hotel für wohlhabende Touristen als Bluessängerin gearbeitet. Warum hatte sie darauf bestanden, mich auf diese abgelegene Insel zu begleiten? Es war nicht meine Idee gewesen, sie hatte mich auf den Gedanken gebracht, glaube ich. Oder sie hatte gehört, wie jemand von einer abgelegenen Felseninsel erzählt hatte, die bei Sturm vom Rest der Welt abgeschnitten war. »Ich brauche Stille.« Oder es war meine Idee gewesen, ich hatte an die Stille gedacht. Um zu schreiben, um nach den verlorenen Jahren wieder anzufangen zu schreiben. Die Stille, die Entfernung. Die Stille, umgeben von Wind und Meer. Die kalten Nächte, die Anhäufung von Sternen.

Jetzt ist all das nur noch eine Erinnerung. Das Gedenken ist unwichtig, folgenlos. Nur die Gegenwart zählt. Diese Erkenntnis habe ich teuer bezahlt. Der Wind ist mein Gefährte. Er bläst ununterbrochen auf diese Felsen, er kommt vom Horizont im Osten, prallt auf die zerklüftete Vulkanwand, weht über die Hügel, schlängelt sich durch die kleinen Mauern aus Lavablöcken und gleitet über den Korallensand und die zermalmtten Muscheln. Nachts pfeift der Wind im Zimmer meines Hotels (*Happy Day* – wie ist dieser Name bloß hierhergekommen, ein unvollständiger Name auf einer gestrandeten Holzkiste?) durch die Ritzen neben Fenstern und Tür, weht durch den leeren Raum, in dem das verrostete Eisenbett ebenfalls wie Strandgut wirkt. Es gibt keinen anderen Grund für mein Exil, für meine Einsamkeit, nur das Grau des Himmels und des Meeres und die durchdringenden Rufe der Taucherinnen, die Seeohren fischen, ihre Schreie, ihre Pfeiftöne, so etwas wie eine

unbekannte, archaische Sprache, die Sprache der Meerestiere, die die Welt lange vor der Existenz des Menschen bevölkert haben ... *Ahuah, iya, ahi, ahi!* ... Die Taucherinnen waren schon da, als Mary mich auf diese Insel mitgenommen hat. Damals war alles anders. Die Muscheltaucherinnen waren zwanzig, schwammen unbekleidet, die Taille mit Steinen beschwert, und trugen Taucherbrillen, die sie den Leichen japanischer Soldaten entwendet hatten. Sie hatten weder Schuhe noch Handschuhe. Heute sind sie weitaus älter, tragen schwarze Taucheranzüge aus Gummi, Handschuhe aus Neopren und bunte Füßlinge aus Plastik. Wenn sie ihr Tagewerk verrichtet haben, schieben sie in Kinderwagen ihre Ernte die Küstenstraße entlang. Manchmal haben sie einen Elektroroller oder ein Dreirad mit Benzinmotor. An ihrem Gürtel hängt ein Messer aus rostfreiem Metall. Sie ziehen ihre Taucheranzüge neben einer Hütte aus Hohlblocksteinen aus, die inmitten der Felsen für sie errichtet worden ist, spritzen sich mit einem Schlauch im Freien ab und humpeln dann, von Rheuma gebeugt, nach Hause zurück. Der Wind hat ihre Jahre fortgeweht, und meine auch. Der Himmel ist grau, hat die Farbe der Reue. Das Meer ist unruhig, stürmisch, es brandet gegen die Riffe, auf die Lavaklippen, es strudelt und plätschert in den großen Lachen der schmalen Buchten. Ohne diese Frauen, die jeden Tag fischen, würde das Meer feindlich, unzugänglich wirken. Ich lausche jeden Morgen den Schreien der Seefrauen, ihrem keuchenden Atem, wenn sie auftauchen, *ahuiii, iya*, dann denke ich an die vergangene Zeit zurück, an Mary, die verschollen ist, höre ihre Stimme wieder, wie sie einen Blues singt, denke an ihre Jugend, an meine Jugend. Der Krieg hat alles zunichtegemacht, der Krieg hat alles zerstört. Der Krieg erschien mir zu jener Zeit schön, ich wollte über ihn schreiben, ihn erleben und dann über ihn schreiben. Der Krieg war wie eine schöne junge Frau mit traumhafter Figur, langem schwarzem Haar, hellen Augen und bezaubernder Stimme, doch sie hat sich in ein struppiges, boshafte altes Weib verwandelt, in eine rachsüchtige,

unbarmherzige Xanthippe voller Grausamkeit. Die Bilder kommen mir wieder vor Augen, tauchen aus der Tiefe auf. Verrenkte Leichen und abgeschlagene Köpfe, die schmutzige Straßen übersäen, Benzinlachen, Blutlachen. Ein bitterer Geschmack im Mund, übler Schweiß. In einem fensterlosen kleinen Raum, der von einer einzigen nackten Glühbirne erhellt wird, halten vier Männer eine Frau fest. Zwei von ihnen sitzen auf ihren Beinen, einer hat ihre Handgelenke mit einem Gurt festgebunden, der vierte ist damit beschäftigt, sie unendlich lange zu vergewaltigen. Kein Geräusch ist zu hören, wie in einem Traum. Nur das heisere Keuchen des Vergewaltigers und das schnelle, vor Angst halb erstickte Hecheln der Frau, sie hat anfangs womöglich geschrien, denn auf ihrer Unterlippe ist die Spur eines Schlags zu sehen, sie ist geplatzt, und das herabgeronnene Blut hat auf ihrem Kinn einen Stern hinterlassen. Das Keuchen des Vergewaltigers beschleunigt sich, verwandelt sich in ein tiefes, beklemmtes Röcheln, wie das abgehackte, dröhnende Rasseln einer Maschine, ein Geräusch, das immer schneller wird und nie aufhören zu wollen scheint.

Die Geschichte mit Mary, die mehr trank als zuträglich ist und die vom Meer verschlungen worden ist, hat sich erst viel später ereignet. »Das könnte ich auch«, hatte sie gesagt, als wir die Meerenge überquerten, die die Insel vom Kontinent trennt. Sie ist bei Sonnenuntergang ins Wasser gegangen. Die Ebbe hatte die Wellen geglättet, die weinfarbenen Kreise breiteten sich nur langsam aus. Jene, die sie ins Wasser haben gehen sehen, haben gesagt, sie sei ruhig gewesen und habe gelächelt. Sie trug ihren ärmellosen, halblangen blauen Schwimmanzug und ließ sich zwischen die schwarzen Klippen gleiten, dann begann sie zu schwimmen, bis die Wellen oder die Spiegelung der untergehenden Sonne sie den Blicken der Zuschauer entzogen.

Ich habe nichts davon gewusst, nichts gesehen, nichts geahnt. Im Schlafzimmer unserer Holzhütte lagen ihre Kleider sorgsam gefaltet und gestapelt, als wolle sie verreisen. Die Reisschnapsflaschen waren leer, die Zigarettenschachteln offen. Eine Reisetasche enthielt ein paar vertraute Gegenstände, Kamm und Haarbürste, Pinzette, Spiegel, Schminke, Lippenstift, Taschentuch, Schlüssel, etwas amerikanisches und japanisches Geld, all das, als würde sie in zwei Stunden zurückkommen. Der einzige Polizeibeamte dieser Insel – ein junger Mann mit jugendlichem Aussehen, das Haar mit einer Bürstenfrisur – hat die Bestandsaufnahme gemacht. Aber er hat mir alles überlassen, als sei ich ein Angehöriger oder ein Freund. Und ich bin beauftragt worden, über ihre sterblichen Reste zu verfügen, sie einzuäschern oder sie ins Meer zu werfen, falls man etwas finden sollte. Aber es hat nie etwas anderes gegeben als diese unbedeutenden Habseligkeiten. Die Vermieterin hat sich ein paar Dinge aus der Garderobe ausgesucht, hat die hübschen blauen Schuhe behalten, den Strohhut, die Seidenstrümpfe, die Sonnenbrillen und die Handtasche. Ich habe die Papiere im Hof verbrannt. Die Schlüssel und die persönlichen Gegenstände habe ich vom Deck des Schiffes, das mich zum Kontinent zurückgebracht hat, ins Meer geworfen. Im Wasser funkelte irgendetwas mit goldenem Glanz, ich habe mir gesagt, dass ein gefräßiger Fisch, ein Barsch oder eine Meeräsche sie wohl verschlungen hatte.

Ihre Leiche ist nie gefunden worden. Mary mit der zarten, bernsteinfarbenen Haut, den muskulösen Beinen einer Tänzerin, einer Schwimmerin, und dem langen schwarzen Haar. »Aber warum?«, hat der Polizeibeamte gefragt. Mehr hat er nicht gesagt. Als würde ich eines Tages eine Antwort darauf erhalten. Als besäße ich die Lösung des Rätsels.

Wenn Sturm aufkommt und der Wind ununterbrochen aus dem Osten weht, kommt Mary wieder. Ich habe nicht etwa Halluzinationen und auch

keine Tendenz zum Wahn (selbst wenn der Gefängnisarzt in seinem Bericht den unheilvollen Buchstaben Ψ in die Kopfzeile meiner Akte geschrieben hat), ganz im Gegenteil, alle meine Sinne sind hellwach, alarmbereit und ganz auf die Außenwelt gerichtet, um das zu empfangen, was Meer und Wind mir bringen. Nichts genau Definierbares, aber dennoch das Gefühl von etwas Lebendigem, nichts Totem, das meine Haut mit einem Nimbus umgibt, und das weckt die Erinnerung an die Liebesspiele von Mary und mir, die langen Liebkosungen von unten bis oben, im Halbdunkel unseres Schlafzimmers, der Atem, der Geschmack der Lippen, die tiefen Küsse, die mich erschauern ließen, bis zur langsamen Welle der Liebe, wenn unsere beiden Körper vereint waren, Bauch an Bauch, all das, was mir seit Langem verboten ist, was ich mir selbst verboten habe, denn ich bin für den Rest meines Lebens in einem Gefängnis.

Bei Sturm höre ich ihre Stimme, spüre ich ihr Herz, spüre ich ihren Atem. Der Wind pfeift durch die Zwischenräume in der Fensterwand, dringt durch die verrosteten Schmalseiten herein, strömt durch den Raum und lässt die Tür schlagen. Dann kommt alles auf der Insel zum Stillstand. Die Fähren überqueren nicht mehr den Meeresarm, die Motorroller und die Autos stellen ihren Reigen ein, der Tag ähnelt einer dunklen, von Blitzen durchzuckten Nacht ohne Donner. Mary ist an einem windstillen Abend im spiegelglatten Meer davongegangen. Bei Sturm kehrt sie wieder, wird Atom für Atom aus den Tiefen ausgestoßen. Anfangs wollte ich es nicht glauben. Ich war entsetzt, presste die Hände gegen die Schläfen, um diese Bilder zu verscheuchen. Ich erinnere mich an einen Ertrunkenen. Keine Frau, sondern ein siebenjähriges Kind, das eines Abends verschwunden ist, Mary und ich haben es gemeinsam mit den Insulanern die halbe Nacht gesucht. Wir gingen mit einer Taschenlampe in der Hand am Meer entlang und riefen das Kind, aber wir kannten seinen Namen nicht, Mary schrie: »Ohe, mein Schatz!« Sie war zutiefst bewegt, Tränen

rannen ihr über die Wangen. An jenem Tag hatten wir ebensolchen Wind, ebensolche hohen Wellen und diesen verwünschten Tiefseegeruch. Im Morgengrauen verbreitete sich die Nachricht, die Leiche des Kindes sei gefunden worden. Wir sind zwischen den Felsen zu einem Sandstrand gegangen, von einem Klagelaut geleitet, den wir für die Stimme des Windes gehalten hatten, aber es war die der Mutter des Kindes. Sie saß im schwarzen Sand mit dem Kind auf ihrem Schoß. Das Kind war nackt, es war vom Meer entkleidet worden, bis auf ein schmutziges T-Shirt, das seinen Oberkörper wie eine verdrehte Kordel umgab. Sein Gesicht war kreideweiß, aber ich habe sofort gesehen, dass Fische und Krebse seinen Körper schon angeknabbert, die Nasenspitze und den Penis gefressen hatten. Mary hatte sich dem Kind nicht nähern wollen, sie zitterte vor Angst und Kälte, und ich habe sie an mich gedrückt, und dann haben wir uns ins Bett gelegt und uns eng aneinandergeschmiegt, ohne uns zu streicheln, und Mund an Mund geatmet.

Dieses Bild verfolgt mich, der Körper dieser mit ausgebreiteten Armen und Beinen auf dem Boden liegenden Frau, während die Soldaten sie hernehmen, und das zu einem schwarzen Stern verkrustete Blut unter ihrem verletzten Mund. Und ihre Augen, die mich anblicken, während ich im Hintergrund in der Nähe der Tür stehe, ihre Augen, die durch mich hindurch den Tod sehen. Ich habe nie mit Mary darüber gesprochen, und dennoch ist sie wegen dieser schrecklichen Szene ins Meer gegangen, um nie wiederzukommen. Das Meer wäscht den Tod rein, das Meer zernagt, zerfrisst und gibt nichts zurück, oder höchstens die angefressene Leiche eines Kindes. Anfangs habe ich geglaubt, ich kehrte auf diese Insel zurück, um hier zu sterben, wie Mary. Um ihre Spur wiederzufinden und eines Abends ins Meer zu gehen und zu verschwinden.

Bei Sturm kommt sie zu mir ins Schlafzimmer. Es ist ein Wachtraum. Ich werde vom Geruch ihres Körpers geweckt, der sich mit dem der Tiefen vermischt hat. Ein scharfer, kräftiger Geruch, herb, beißend, finster und tosend. Ich rieche den Algenduft ihres Haars. Ich spüre ihre zarte, durch die Reibung der Wellen geglättete, vom Salz schimmernde Haut. Ihr Körper treibt im Licht der Dämmerung, gleitet unter die Bettdecke, und mein steifes Glied dringt in sie, bis ich erschauere, sie umschließt mich mit ihrem eisigen Fieber, ihr Körper gleitet gegen meinen, ihre Lippen pressen sich um mein Glied, ich bin ganz in ihr, und sie ist ganz in mir, bis zum Orgasmus. Mary, die seit dreißig Jahren tot ist und deren Leiche man nie gefunden hat. Mary, die aus den Tiefen des Ozeans zurückgekehrt ist und mir mit ihrer leicht heiseren Stimme ins Ohr flüstert, die gekommen ist, um für mich vergessene Melodien zu singen, Sternenlieder, die sie für mich in der Bar des Hotels Oriental gesungen hat, als ich ihr zum ersten Mal begegnet bin. Eigentlich keine Bar für Soldaten, und auch sie war eigentlich keine Barsängerin. Als ich sie damals sah, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, wer sie war: von einem GI gezeugt und von einer Familie von *rednecks* in Arkansas aufgenommen, Frucht einer Vergewaltigung, im Stich gelassen und schließlich hierher zurückgekehrt, um ihren Erzfeind zu besiegen, sich zu rächen oder nur wegen jenes Atavismus, der die Menschen unweigerlich in ihre ursprüngliche Bahn zurückwirft. Aber ich war kein Soldat, das hatte sie begriffen, vermutlich war ihre Wahl deshalb auf mich gefallen, einen Typen im Kampfanzug, mit kurz geschorenem Haar, der mit einem Fotoapparat in der Hand den Truppen folgte, um eine Chronik aller Kriege zu erstellen. Ich erinnere mich an das erste Mal, an dem wir miteinander gesprochen haben, nach ihrer Blues-Session, spätabends oder frühmorgens auf einer Hochterrasse am Ufer des Chao Phraya, sie hat sich hinabgebeugt, um etwas am Boden zu betrachten, einen schwarzen Nachtfalter, der mit flatternden Flügeln im Todeskampf lag, und durch den Ausschnitt ihres roten Kleides habe ich

ihre nackten Brüste gesehen, sehr zart und anziehend. Sie wusste nichts über mich und ich nichts über sie. Doch schon damals ließ mir die brennende Wunde des Verbrechens keine Ruhe, ich glaubte, das würde vorübergehen. Ich hatte die Vergangenheit vergessen, den Strafantrag gegen die vier Soldaten, die eine Frau in Hué vergewaltigt hatten. Gegen den, der ihre nach hinten gedrehten Arme festgehalten und ihr einen Schlag auf die Lippen versetzt hatte, um sie zum Schweigen zu bringen, und gegen den, der sie ohne die geringste Hemmung vergewaltigt und dabei nicht einmal die Hose heruntergelassen hatte, und gegen mich, der wortlos zugesehen und so gut wie nicht reagiert oder höchstens eine leichte Erektion bekommen hatte, aber zusehen und schweigen heißt handeln.

Ich hätte alles darum gegeben, nicht dabei gewesen, nicht Zeuge dieser Szene geworden zu sein. Ich habe mich vor Gericht nicht verteidigt. Die junge Frau war da, in der ersten Reihe. Ich habe einen flüchtigen Blick auf sie geworfen und sie nicht wiedererkannt. Sie wirkte jünger, fast wie ein Kind. Sie saß regungslos auf der Bank, das Gesicht im Licht einer Neonleuchte. Ihr kleiner Mund war geschlossen, ihre Gesichtshaut wirkte aufgrund ihres zu einem Knoten gebundenen schwarzen Haars sehr straff. Irgendjemand las ihre Zeugenaussage auf Englisch vor, doch auch dabei rührte sie sich nicht. Die vier Soldaten saßen auf einer anderen Bank, ein paar Meter von ihr entfernt, und auch sie rührten sich nicht. Sie sahen niemanden an, starrten nur auf die gegenüberliegende Wand und das Podest, auf dem der Richter saß. Sie dagegen kamen mir gealtert vor, waren fettleibig und hatten die fahle Gesichtsfarbe von Strafgefangenen.

Das habe ich Mary nie erzählt. Als ich sie im Hotel Oriental kennenlernte, fragte sie mich, was ich gemacht hätte, nachdem ich die Armee verlassen hatte. Ich habe ihr geantwortet: »Nichts ... Ich bin viel gereist, das ist alles.« Sie hat mir keine Fragen gestellt, im Übrigen hätte